

IRENE CAO

Ich fühle dich



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Bei Arbeiten in einem alten Palazzo in Venedig hat die junge Restauratorin Elena den faszinierenden Chefkoch und Restaurantbesitzer Leonardo kennengelernt. Mit ihm genoss sie wunderbare Tage der Leidenschaft, mit ihm erkundete sie unbekannte Seiten der Lust. Doch das ist jetzt nicht viel mehr als eine verschwommene Erinnerung, denn als Leonardo sich in Elena zu verlieben drohte, hat er sie von einem Tag auf den anderen verlassen. Elena kehrt nun wieder zu ihrem Freund Filippo zurück. Für ihn verlässt sie Venedig und zieht nach Rom, wo sie ein harmonisches Leben mit ihm führt. Aber die Vergangenheit lässt sich nicht so leicht auslöschen. Es braucht nur einen kleinen Funken, um ein Feuer wieder anzufachen, das nie ganz verloschen war. Am Abend ihres dreißigsten Geburtstags führt Filippo Elena in ein exklusives Restaurant. Was beide nicht wissen: Das Restaurant gehört Leonardo, der an diesem Abend auch anwesend ist. Nur ein kurzer Blick und ein geraubter Kuss in der Restaurantküche – und Elena und Leonardo wissen, dass sie nicht ohne einander sein können. Hals über Kopf stürzen sie sich in eine heimliche Affäre voller Begierde und Verlangen, eine intensive, ekstatische Begegnung zweier Menschen, die einander gehören. Doch dann erfährt Elena von Leonardos bösem Geheimnis – und sie muss sich entscheiden, ob sie bereit ist, einen hohen Preis zu zahlen, um Leonardo nicht erneut zu verlieren ...

Informationen zu Irene Cao
und weiteren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Irene Cao

Ich fühle
dich

Erotischer Roman

Aus dem Italienischen
von Judith Schwaab

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Io ti sento«
bei Rizzoli, Mailand.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

I. Auflage
Taschenbuchausgabe August 2014
Copyright der Originalausgabe:
© 2013 RCS Libri S.p.A., Milano
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagfoto: © Vincent Besnault/Corbis; FinePic®, München
BH · Herstellung: Str.
Satz: omnisatz GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48079-1
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Meinen Freundinnen gewidmet

Er haucht mir einen zarten Kuss auf die Stirn, fährt mit den Fingern leicht über die Rundung meiner Hüfte und verirrt sich wie zufällig unter dem Hemd. Seinem Hemd. Ich öffne die Augen und begegne dem hellgrünen Strahlen seines Blickes, das sogleich Licht in meinen Morgen bringt. Ich strecke eine Hand nach seinem Gesicht aus, und es ist so glatt wie das eines Kindes. Anfangs dachte ich, er stehe mitten in der Nacht auf, um sich zu rasieren, bis ich begriff, dass seine Haut einfach so ist: Er hat einen solch weichen und unauffälligen Bartwuchs, dass er sogar am frühen Morgen, kurz nach dem Aufwachen, wie frisch rasiert wirkt.

Wir liegen einander gegenüber auf dem Bett; unsere Füße berühren sich. Unsere Körper haben den gleichen Geruch. Gestern Abend haben wir miteinander geschlafen, und von Mal zu Mal wird es schöner – eine Entdeckung, die den unwiderstehlichen Geschmack der Lust hat. Jetzt verstärkt er den Druck seiner Hand und rüttelt mich sanft.

»Bibi, wach auf ...« Seine Stimme ist nur ein Hauch.

Ich schließe die Augen, um mir noch ein paar Augenblicke Schlaf zu stehlen, und stelle mir mit geschlossenen Lidern diesen Tag vor, *alle Tage*, die ich jetzt mit ihm verbringe.

Filippo.

»Ja, nur noch kurz ...«, murmele ich und drehe mich auf die andere Seite.

Er gibt mir noch einen Kuss auf den Nacken, steht dann auf und schließt die Tür bis auf einen Spaltbreit, damit ich

langsam von selber aufwachen kann – allein. Ich bin immer noch im Halbschlaf, nehme jedoch all meine Kraft zusammen und ziehe mich so hoch, dass ich mich am Kopfende des Bettes aufstützen kann. Die Sonnenstrahlen, die durchs Fenster hereinfallen, lieblosen mein Gesicht. Ein schneller Blick auf die Uhr: Es ist acht Uhr morgens an einem strahlenden Tag im Mai, es ist bereits warm und das Licht draußen gleißend hell.

Ein neuer Tag in meinem neuen Leben.

Nachdem ich vor drei Monaten nach Rom gefahren bin und Filippo auf seiner Baustelle besucht habe, ist genau das geschehen, worauf ich nicht einmal zu hoffen gewagt hatte: Filippo hat mir nicht nur verziehen, sondern er hat mir auch zugehört, hat mich verstanden und mir das Gefühl gegeben, immer noch geliebt zu werden. In seinen Armen hatte ich endlich wieder das Gefühl, geborgen zu sein, wie eine Streunerin, die vom Wege abgekommen ist und wieder nach Hause zurückkehrt. Es genügte, dass wir uns in die Augen schauten, und wir wussten beide, dass wir immer noch zusammen sein wollten – auch nach alledem, was zwischen uns vorgefallen war. Und so habe ich Venedig den Rücken gekehrt und bin hierher in sein römisches Apartment gezogen, das nun zu unserem gemeinsamen Zuhause geworden ist. Es ist ein gemütliches, lichtdurchflutetes Loft, das direkt über dem künstlich angelegten See des EUR liegt. Filippo hat diese Wohnung selbst gestaltet. Und ich liebe alles an diesem Nest, jedes Detail. In jeder Ecke finden sich Dinge, die mit uns zu tun haben, mit unserer Sicht auf die Welt, unseren Passionen und Leidenschaften: das Bücherregal aus Melamin, das Filippo selbst entworfen hat, die Lampenschirme aus Reispapier, die ich mit japanischen Schriftzeichen bemalt habe, die Werbeplakate zu unseren Lieblingsfilmen. Ich liebe die vorhanglosen Fenster

und sogar den klaustrophobisch engen Aufzug des Hauses, in dem ich jedes Mal Angst habe, stecken zu bleiben. Vor allem aber liebe ich den Gedanken, dass dies unser erstes gemeinsames Zuhause ist.

Ich schlüpfte ins Bad, fahre mir rasch durch die zerzausten Haare und stecke sie mir mit einer Klammer im Nacken zusammen, damit sie mir nicht ins Gesicht fallen. Der Bubi-kopf des letzten venezianischen Herbstes gehört der Vergangenheit an, und mittlerweile fällt mir meine etwas wilde kastanienbraune Mähne bis über die Schultern, wenn ich sie mir nicht zu einem improvisierten Pferdeschwanz binde oder zu anderen, bis jetzt nur notdürftig haltenden Frisuren hochstecke.

Ich ziehe die Hose meines Trainingsanzuges über und schlurfe in Pantoffeln zu Filippo in die Küche.

»Guten Morgen, du Schlafmütze«, begrüßt er mich strahlend und schenkt sich dabei ein Glas Orangensaft ein. Er ist bereits ausgehertigt, wohlriechend und in brauner Baumwollhose, himmelblauem Hemd und klassisch gemusterter Krawatte. Die Krawatte ist ein Hinweis darauf, dass er heute in seinem Architekturbüro arbeitet und nicht auf der Baustelle; das habe ich mittlerweile begriffen. Ich beneide ihn sehr um die Effizienz, mit der er allmorgendlich in seinen Tag geht; im Vergleich dazu bin ich um diese Uhrzeit eher eine Schildkröte, die sich träge durch die Gegend schleppt.

»Guten Morgen«, antworte ich, reibe mir die Augen und reiße den Mund zu einem herzhaften Gähnen auf, das Filippo einen ungehinderten Blick bis zu meinem Zäpfchen verschafft. Ich nehme auf dem hohen Küchenhocker Platz und stütze die Ellbogen auf die Kochinsel aus Zement, sehne mich aber eigentlich nur nach dem Bett zurück. Als ich den Blick hebe und zum Herd schaue, sehe ich, dass auf einer Kochplatte bereits mein Teewasser kocht. Das ist nur eine

der vielen Aufmerksamkeiten, die Filippo mir seit jenem ersten Morgen schenkt, an dem wir gemeinsam aufgewacht sind. Nur eine kleine Geste, aber sie sagt alles über ihn aus.

Bevor das Wasser überkocht, schaltet er die Herdplatte aus. »Brühst du dir deine Droge selber auf?«, fragt er.

Ich muss lächeln. Filippo behauptet, ich sei süchtig nach grünem Tee und Kräuteraufgüssen jeglicher Art, und vielleicht hat er ja sogar recht: Ich konsumiere das Zeug literweise und besitze die Kräutermischungen in allen Sorten und Formen. Ich gehe zum Regal und greife nach einer der vielen Dosen mit getrockneten Blättern. Heute steht mir der Sinn nach einer ayurvedischen Mischung: aromatisierter Grüntee mit Rosen- und Vanillearoma.

»Magst du auch einen?«, wage ich einen Versuch.

Filippo schüttelt den Kopf und nimmt einen Schluck von seinem Kaffee.

»Aber der ist wirklich gut!« Ich halte ihm die Dose unter die Nase, damit er daran schnuppern kann.

»Na ja ... Dealst du jetzt auch noch mit dem Zeug?«, fragt er und hält die Nase mit größter Vorsicht über den Rand der Dose. Was er da erschnuppert, scheint Filippo allerdings nicht so recht zu behagen. »Riecht nach toter Katze«, urteilt er mit einem Naserümpfen und zuckt entschuldigend die Schultern.

Ich schüttele den Kopf – in dieser Hinsicht ist er wirklich ein hoffnungsloser Fall – und kehre mit meiner dampfenden Tasse auf den Hocker zurück, sehr darauf bedacht, mir nicht die Finger zu verbrennen. Von meinem Platz aus schaue ich mir Filippo genauer an: seinen schlanken, muskulösen Körper, den blonden Haarschopf, der nur von einem Hauch Gel in Schach gehalten wird. Er gefällt mir immer besser, und ich liebe all die gemeinsamen Rituale, die wir miteinander teilen, das Universum unserer kleinen Ge-

wohnheiten, das so angenehm überschaubar ist. *Vielleicht sollte ja jede Liebesbeziehung so sein ...*, denke ich schwärmerisch. Und tatsächlich komme ich, je länger wir zusammen sind, immer stärker zu der Überzeugung, wir könnten ein ganzes Leben miteinander verbringen, ohne dass das tägliche Einerlei uns abstumpfen würde, so wie das bei vielen Paaren der Fall ist.

»Warum schaust du mich so an?«, fragt Filippo mich und zieht eine Augenbraue hoch.

»Ich schau dich an, weil du schön bist«, antworte ich und nehme einen Schluck von meinem Tee.

»Schmeichlerin!« Er kommt auf mich zu, kneift mir in die Hüften und drückt mir viele kleine Küsschen auf den Hals. Schließlich setzt Filippo sich auf den Hocker neben mir, schaltet sein iPad ein und fängt an, in den Tageszeitungen zu blättern, die er online abonniert hat. Seine allmorgendliche Presserunde. *Auch ein schönes Ritual.*

»Ich verstehe nicht, wie du auf dem Ding lesen kannst«, merke ich, wie jeden Morgen, perplex an.

Und wie jeden Morgen erklärt Filippo: »Das ist viel bequemer als richtige Zeitungen – die sind so furchtbar sperrig, und außerdem belasten sie auch noch die Umwelt.« Er fährt mit dem Finger über den Bildschirm, um weiterzublättern. Es sieht so aus, als würde er über eine Klaviertastatur streichen.

»Mir ist Papier lieber«, erwidere ich im Brustton der Überzeugung.

»Weil du altmodisch bist.« Filippo stellt abrupt seine Kaffeetasse ab, und auf seine Lippen stiehlt sich ein nachsichtiges Lächeln. »Aber was will man von einer Restauratorin auch anderes erwarten.«

»Ich habe nicht vor, mich von dir provozieren zu lassen. Auf keinen Fall um diese Tageszeit«, kontere ich und mime

die Überlegene. Wer von uns die nützlichere und bedeutendere Arbeit verrichtet, ist ein alter Disput zwischen uns: Während ich das Vergangene erhalte, baut Filippo als Architekt an der Zukunft. Jedenfalls sind unsere Berufe diametral entgegengesetzt, weshalb uns in unserem kleinen Zwist wohl nie die Argumente ausgehen werden.

»Was machen wir heute Abend?«, frage ich ihn und stippe eine Reiswaffel in meinen Tee.

»Ich weiß noch nicht, Liebes ... Ich weiß ja nicht mal, um wie viel Uhr ich aus dem Büro komme«, erwidert Filippo zerstreut, ohne den Blick von seinem Tablet zu nehmen.

»Ach ja, diese Visionäre am Zeichenbrett, die den ganzen Tag an der Zukunft basteln, aber nicht wissen, was sie nach sieben Uhr machen ...«, kommentiere ich leise, beiße in meinen Keks und unterdrücke ein sarkastisches Grinsen. Ich habe zwar nicht vor, mich provozieren zu lassen, aber wenn sich die Gelegenheit bietet, lasse ich mir eine kleine Stichelei nicht entgehen.

Filippo hebt nur kurz den Blick von seinem Bildschirm. *Touché!*

Ich verwuschele ihm die Haare, weil ich weiß, dass ihn das endgültig aus der Reserve locken wird. Und tatsächlich streckt er die Hand nach mir aus, dreht mir den Arm auf den Rücken und nimmt mich in den Schwitzkasten. »Na gut, Bibi. Du hast es nicht anders gewollt!« Mit seiner freien Hand fängt er an, mich an den Rippen und am Hals zu kitzeln. Ich winde mich wie ein Aal und kichere. Aus der Nummer komme ich nicht mehr heraus, erkenne ich realistisch und flehe um Gnade. Plötzlich lässt mich Filippo los und schaut auf seine Uhr.

»Verflixt, ist das schon spät!« Blitzschnell hat er sein iPad ausgeschaltet und schiebt es vorsichtig in seine Schutzhülle, als wäre es eine Reliquie.

»Ich geh mich schnell anziehen«, sage ich, weil ich merke, dass ich immer noch im Schlafanzug bin. »Wenn du kurz wartest, gehen wir zusammen los.«

»Ich kann nicht«, seufzt Filippo und breitet die Arme aus. »In einer halben Stunde muss ich im Büro sein. Ich bin mit einem Bauherrn verabredet. Zu blöd, dass der so einen frühen Termin wollte ...«

»Okay«, sage ich nickend und setze die Trauermiene auf, mit der es mir meistens gelingt, ihn zu erweichen. »Na, dann geh schon ... auch wenn ich mich dann wieder mutterseelenallein auf den Weg machen muss ...«, jammere ich schmollend.

»Na komm schon, du wirst doch wohl mittlerweile gelernt haben, wie man U-Bahn fährt«, grinst er.

Na ja. Vielleicht hat Filippo ja recht, und ich verfüge nicht gerade über die Orientierung eines Pfadfinders – genauer gesagt habe ich die deutliche Tendenz, mich immer und überall zu verlaufen, außerdem steige ich grundsätzlich in die falschen Verkehrsmittel –, aber nachdem ich den Sprung von einem Dorf wie Venedig in das absolute Chaos von Rom schaffen musste, kann man ja wohl mal ein Auge zudrücken, oder?

»Blödmann!« Ich verziehe das Gesicht und nehme Filippo schnell in die Arme. »Dann einen schönen Tag«, flüstere ich ihm zu und halte ihm meine Lippen hin.

»Bis heute Abend, Bibi.« Von seinem Kuss bleibt eine Mischung aus Kaffee und Zahnpasta auf meinem Mund.

Der Tag hat gut begonnen, und so mache ich mich mutig auf den Weg zur U-Bahn. Ich schreite aus, als müsste ich mich für die Begegnung mit einem furchterregenden Gegner wappnen. Aber ich kann es schaffen, das weiß ich, auch wenn die Sonne, die bereits hoch am Himmel steht, mich

klar und deutlich davon zu überzeugen sucht, einen Gang zurückzuschalten und den Spaziergang zu genießen. Das EUR ist ein modernes Viertel. Das leuchtende Grün seiner Parks, das sich mit dem Grau des Asphalts und des Zements der Gebäude mischt, verleiht dem Ganzen eine Atmosphäre nüchterner Gelassenheit und Ruhe – trotz des höllischen Verkehrs. Das alles ist völlig neu für mich, die ich als Venezianerin an eine ganz andere Stadtlandschaft gewöhnt bin – an verlassene kleine Plätze, an Vaporetti, die kreuz und quer auf den Wasserwegen unterwegs sind, an die Touristenströme auf den Brücken –, und ich muss mich immer noch sehr konzentrieren, wenn ich von unserer Wohnung zur Arbeit unterwegs bin. Ich gehe die Treppe zur U-Bahn hinab und strebe entschlossen dem unterirdischen Tunnel in Richtung Rebibbia zu. Dabei habe ich immer noch Angst, einen falschen Weg einzuschlagen: Hier unten ist für mich alles so verwirrend! Mehr als einmal habe ich mich bereits verlaufen – doch den größten Fehler habe ich begangen, als ich kürzlich in meiner Verzweiflung Filippo anrief: Dieser einzige Hilferuf hat genügt, um mich für den Rest meines Lebens bei ihm zum Gespött zu machen. Er, der sich in Rom wie in seiner Westentasche auskennt, kann sich überhaupt nicht vorstellen, dass jemand wie ich ganz verloren durch die Straßen der Großstadt streift.

Der Zug lässt noch auf sich warten, und ich setze mich auf eine der Eisenbänke am Gleis. Um mir die Zeit zu vertreiben, schaue ich mir die Leute um mich herum an und versuche zu erraten, wo sie hinfahren und welcher Arbeit sie nachgehen. Das war das Spiel, das ich und Gaia als kleine Mädchen gerne auf dem Vaporetto gespielt haben, wenn wir von der Schule nach Hause fuhren. Mir wird plötzlich ganz rührselig zumute. Wer weiß, was meine beste Freundin gerade so treibt! Ich sehe sie vor mir, wie sie auf ihren

Highheels von Jimmy Choo in irgendeinem winzigen Fummel durch die Gassen Venedigs stöckelt, um der werweiß-wievielten japanischen Multimillionärin bei ihrer morgendlichen ausgiebigen Shoppingtour mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Auch wenn wir nur selten voneinander hören, fehlt mir Gaia sehr: ihr offenes Lächeln, ihr nie stillstehendes Mundwerk, ihre stürmischen Umarmungen – ja, sogar ihr Drill, wenn sie mir wieder einmal Ratschläge in Sachen Mode und Stil geben will. Ihre Freundschaft ist vielleicht das Einzige, was mir von Venedig wirklich fehlt. Abgesehen von der schmerzlichen Trennung von meinen Eltern, konnte ich es vor ein paar Monaten kaum erwarten, endlich das Weite zu suchen.

Und hier bin ich nun, in der neuen Stadt in meinem neuen Leben. Dass ich in genau fünf Tagen dreißig werde, kann ich kaum glauben; ausgerechnet mich, die ich noch nie gerne Geburtstag gefeiert habe, erfüllt der Gedanke, dass ich die dreißig Kerzen auf meinem Kuchen hier in Rom auspusten werde, mit Aufregung und Vorfreude. Ich spüre, dass ich in einem entscheidenden Moment meines Lebens hierhergekommen bin. Für eine Frau ist es immer ein einschneidendes Erlebnis, in unsicheres Terrain und damit voller Ungewissheit aufzubrechen, doch ich bin überzeugt davon, meinen endgültigen Übergang ins Erwachsenenleben unter den allerbesten Voraussetzungen vollzogen zu haben: mit einer neuen Liebe – in einer neuen Stadt – in einem neuen Leben. Wenn es das Glück wirklich gibt, dann dürfte es für mich in greifbare Nähe gerückt sein.

Endlich fährt meine U-Bahn ein. Es ist Stoßzeit, aber es sind trotzdem noch ein paar Sitzplätze frei. Ich quetsche mich durch die Tür und schaffe es mit ein paar beherzten Ellbogenremplern, mir einen Sitzplatz zwischen einer gut

im Futter stehenden Dame und einem pickligen Jüngling zu ergattern. Direkt vor mich pflanzt sich ein Junge in leichtem Hemd. Er versperrt mir mit seiner wuchtigen Rückenansicht komplett den Blick auf das Leucht-Display am Ende des Waggons, auf dem die einzelnen Haltestationen angezeigt werden. *Bis zum Kolosseum sind es mindestens zehn Haltestellen*, versuche ich mich zu beruhigen, und so begnüge ich mich damit, sie an den Fingern abzuzählen, in der Hoffnung, mich nicht zu vertun.

Auf einmal merke ich, dass ich den Blick nicht mehr vom Rücken des jungen Mannes wenden kann. Irgendetwas daran kommt mir verdammt bekannt vor: dieses Hemd, diese Schultern, dieses dunkle Haar. Wäre er nicht so jung, hätte es Leonardo sein können. Die Erinnerung an ihn durchfährt mich wie ein Blitz, und einen Moment lang wird es ganz dunkel um mich; alles verschwimmt. Mir ist schwindelig, und auf einmal werden mir die Knie weich. Vor meinem geistigen Auge zieht all das gemeinsam Erlebte vorbei – wie Momentaufnahmen in Schwarzweiß, die auf mich einstürmen –, und ich versuche, mit einem entschiedenen Kopfschütteln jegliche Erinnerung an meine Zeit mit Leonardo abzustreifen.

»Schnee von gestern«, murmele ich vor mich hin.

Längst hat es keine Bedeutung mehr für mich, wo Leonardo ist und ob es mit uns auch anders hätte ausgehen können. Es hat auch keinen Sinn mehr, all den Gefühlen und Empfindungen nachzuweinen, die er in mir ausgelöst hat: die Schmetterlinge im Bauch, die ich jedes Mal hatte, bevor wir uns trafen, die Mischung aus Erregung und der Angst, erwischt zu werden, die mich vor unseren Schäferstündchen immer so plagte. Das alles ist vorbei, für immer verloren ...

Vielleicht bin ich noch nicht bereit dafür, zurückzuschauen und unsere, Leonardos und meine, Geschichte aus der Distanz zu betrachten. Immerhin schaffe ich es mittlerweile, ohne Beklemmungen und ein flaues Gefühl im Magen an ihn zu denken, so wie es noch vor drei Monaten war. Ich bin wieder auf den Beinen und habe ganz von vorne angefangen – so wie jemand, der von einer schweren Grippe genesen ist. Ich habe gelernt, mit diesen Empfindungen umzugehen, sie Stück für Stück abzubauen. Mit der Zeit ist der Schmerz geringer geworden, so wie es immer ist – auch wenn man direkt nach einer traumatischen Erfahrung immer denkt, es sei unmöglich, die Trauer um den Verlust je zu überwinden –, und mittlerweile kann ich Leonardo als das sehen, was er ist: eine Liebe, die zu der Elena von früher gehört. Verirrte Gefühle, die falsch waren und nie wiederkehren werden. Nicht mehr und nicht weniger.

Und ich?

Ich betrachte mich nach der Erfahrung mit Leonardo als Frau, die klüger und selbstsicherer geworden ist. Und die das Glück hat, jetzt an der Seite eines besseren Mannes zu leben.

An Filippos Seite.

An der Haltestelle Kolosseum steige ich aus und nehme den U-Bahn-Ausgang zur Via dei Fori Imperiali. Dort besteige ich den Bus, der mich direkt zu meiner Arbeit bringt. Gedankenverloren schaue ich aus dem Fenster und lasse Rom an mir vorüberziehen, seine ganze pompöse und vernachlässigte Schönheit, die mich jeden Tag aufs Neue in Erstaunen versetzt und überwältigt. Kunst und Geschichte aus den verschiedensten Zeiten sind hier zu einem wilden Durcheinander zusammengewachsen; oft erinnert mich diese Stadt an eine alte Dame, die beschlossen hat, den gesam-

ten Inhalt ihres Kleiderschranks auf einmal zu tragen, und dabei Klamotten aller Stilrichtungen und Epochen kunterbunt übereinanderzieht, als könnte sie sich nicht entscheiden, welche sie verbergen und welche sie zeigen will.

Rumpelnd fährt der Bus über das Kopfsteinpflaster und biegt langsam in den Kreisverkehr der Piazza Venezia ein, wo sich die Fahrzeuge tagaus, tagein in einem unendlichen Kreisel drehen. Am Largo Argentina steige ich aus und lasse die Hauptverkehrsader des Corso Vittorio Emanuele hinter mir, um in das Gewirr aus vielen kleinen Straßen einzutau-chen, die von dort abzweigen. Das Zentrum Roms ist ein La-byrinth aus lauter krummen Gässchen, in denen man nur allzu leicht die Orientierung verliert. Irgendwann kommt man unweigerlich auf einem luftigen, herrlichen Platz her-aus, und dann kann man einfach nicht anders: Man stößt einen Seufzer der Erleichterung und Bewunderung aus. Ich habe mittlerweile gelernt, diese kleinen Irrwege nicht mehr zu fürchten. Auch wenn ich mich immer noch ständig ver-laufe und mir neue Wege durch diesen steinernen Irrgarten der Hauptstadt suchen muss, weiß ich, dass früher oder später der beruhigende Umriss des Pantheons oder die läng-liche Mündung der Piazza Navona vor mir auftauchen und mir den rechten Weg weisen werden.

Und so stehe ich endlich auf der Piazza San Luigi dei Francesi, meinem Ziel (und das nur mit zehn Minuten Ver-spätung, wie ich mit einem Blick auf die Uhr befriedigt fest-stelle). Man hat mir gesagt, in Rom sei es ganz normal, zu einer Verabredung eine Viertelstunde zu spät zu kommen, ja, es gehöre sogar zum guten Ton; in einer Stadt wie dieser, so labyrinthisch und vom Verkehr gebeutelt, rechne ein-fach niemand damit, dass man pünktlich ist, und auf die Minute genau zu erscheinen, habe ich am eigenen Leib er-

fahren, wird einem nicht selten als Engstirnigkeit oder gar als schlechte Kinderstube angerechnet.

Ich komme an einer Gruppe Geistlicher vorbei, unter denen ich Padre Sèrge erkenne, einen der Priester von San Luigi.

»*Bonjour, Mademoiselle Elena*«, begrüßt er mich mit einem strahlend weißen Lächeln, das sich deutlich von seiner dunklen Hautfarbe abhebt.

San Luigi ist die französische Nationalkirche Roms, und ihr Priester ist ein Franzose mit senegalesischen Wurzeln. Ich nicke ihm zu und gehe mit schnellen Schritten auf den Eingang zu. Wäre da nicht das eindrucksvolle Kreuz auf dem Dach, könnte man das Gebäude mit seinen korinthischen Säulen und den Steinstatuen in den eleganten Nischen ebenso gut für einen neoklassizistischen Palazzo halten statt für einen Ort der Frömmigkeit.

Ich stemme mich gegen das große Portal aus Holz und wechsele vom Tageslicht ins Halbdunkel des Kircheninneren. Und wie jeden Morgen denke ich mir, was für ein unglaubliches Privileg es doch ist, diesen Kunsttempel betreten zu dürfen. Schließlich hängen hier drei der berühmtesten Gemälde von Caravaggio: das *Martyrium des Evangelisten Matthäus*, *Matthäus und der Engel* sowie *Die Berufung des Evangelisten Matthäus*. Ich habe Stunden damit verbracht, diese Gemälde in Bildbänden zu betrachten, doch bevor ich anfing, hier zu arbeiten, hatte ich sie nie mit eigenen Augen gesehen. Jetzt scheint es mir unglaublich, dass ich jeden Tag auf dem Weg in die Kapelle, an deren Restaurierung ich mitarbeite und die sich direkt daneben befindet, an ihnen vorbeikomme. Und so lässt es sich auch erklären, dass ich es als großes Glück empfinde, hier arbeiten zu dürfen – trotz der hohen Luftfeuchtigkeit, trotz des Staubs und trotz der Lösungsmittel, die schädlich für meine überaus emp-

findliche Haut sind. Trotz des Overalls aus beschichteter Baumwolle, der sich um meinen Körper schließt wie eine Zwangsjacke. Trotz der wackeligen Gerüste, auf denen wir Restauratoren tagaus, tagein herumturnen, ja sogar trotz der zahllosen Besuche von Pater Sèrge, der meint, den Fortgang der Arbeiten stündlich kontrollieren zu müssen, und des ständigen Kommens und Gehens von Leuten.

Dass ich den Auftrag bekommen habe, verdanke ich der freundlichen Empfehlung der Signora Borraccini, ihres Zeichens Direktorin des Instiuts für Restaurierung in Venedig, die dafür ihre einflussreichen und weit gefächerten Kontakte in der Kulturszene hat spielen lassen. Nachdem ich sie angerufen und um einen Tipp für einen Auftrag in Rom gebeten hatte, dauerte es nur ein paar Telefonate, bis Signora Borraccini mir diese begehrte Stelle hier verschafft hatte – und das, ohne sich dafür auch nur vom Schreibtisch ihres venezianischen Büros erheben zu müssen. Ich erinnere mich noch ganz genau: Kaum eine Stunde nach meiner zaghaften Nachfrage meldete sie sich bereits wieder bei mir.

»Ich habe genau das Richtige für dich«, verkündete sie in ihrem entschlossenen, bestimmten Tonfall. »Aber sieh zu, dass du mich nicht enttäuschst, liebe Elena. Ich hab dich der Ceccarelli ans Herz gelegt. Die war vor Urzeiten mal eine Schülerin von mir und gilt jetzt als eine der besten Restauratorinnen in Rom. Normalerweise arbeitet sie lieber allein, aber wenn du es schaffst, dich nicht von ihr abschrecken, genauer gesagt von ihren Launen *vergraulen* zu lassen, kannst du viel von ihr lernen!«

Nach unserem Gespräch war ich entsprechend eingeschüchtert, gebe ich zu.

Und so kommt es also, dass ich dank der Intervention der gefürchtetsten Professorin in ganz Venedig hier gelandet bin, mindestens fünf Tage die Woche mit Schwämmchen,

Pinseln und Schleifpads auf diesem ziemlich wackeligen Gerüst herumturne und an der Restaurierung der *Heiligen Drei Könige* von Giovanni Baglione arbeite, einem römischen Maler, der vom Ende des sechzehnten bis zum Beginn des siebzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Nach Signora Borraccinis Anruf schlug ich sofort alles über Baglione nach. Obwohl er einer der bedeutendsten Biografen Caravaggios und ein großer Unterstützer des jungen Künstlers war, entwickelte er sich bald zu dessen größtem Feind und Neider und brachte ihn sogar vor Gericht. *Wieder einmal, möchte man beinahe sagen*, denke ich schmunzelnd, denn das unberechenbare Temperament des lombardischen Künstlers sorgte immer wieder dafür, dass sich die Gemüter an Caravaggios Persönlichkeit entzündeten.

Im Fall Bagliones kann ich dessen Aufregung sogar einigermaßen nachvollziehen: Denn Caravaggio hatte Gedichtbändchen mit satirischen Gedichten veröffentlicht, in denen er sich über Baglione lustig machte und ihn des Plagiats bezichtigte. Dieser zeigte Caravaggio wegen Rufschädigung an, was seinem dreisten Erzfeind einen Monat Kerker einbrachte.

Jahrhunderte später hängen ausgerechnet in dieser Kirche die Bilder der erbitterten Feinde einträchtig beieinander, nur durch eine Mauer getrennt. Wenn es denn ein Jenseits geben sollte, von dem aus die beiden Künstler in unsere Zeit sehen, denke ich mir, dann dürfte Caravaggio durchaus versöhnt sein mit seinem Schicksal: Denn wie viele Besucher pilgern tagtäglich hier in diese Kapelle, um seine Meisterwerke zu bewundern, und erübrigen nur ein paar zerstreute Blicke im Vorübergehen für den armen Baglione!

»Fangen wir jetzt an, oder wollen wir hier den ganzen Tag nur Maulaffen feilhalten?«, reißt mich die säuerliche Stimme der Ceccarelli aus meinen Überlegungen. Zu mei-